

Die Enkelin des Philosophen

Zur Familien- und Lebensgeschichte der Heidelberger Ärztin
Marie Clauss (1882–1963)

Reaktionen müssen sein, sonst geht es
mit verhängten Zügeln in den Abgrund.

Kuno Fischer

Frägt man heute die Wenigen, die – meist als Kinder – die Heidelberger Ärztin Marie Clauss noch gekannt haben, so fördert ihre Erinnerung ungefähr folgendes Bild: Sie war eine eher kleine, unscheinbare Frau, freundlich und gütig; war immer da, wenn man sie brauchte. Sanft war sie, aber entschieden; still und unerschrocken; immer wieder wird diese Mischung von deutlicher Entschlossenheit und Milde hervorgehoben. Als Ärztin besaß sie eine starke Ausstrahlung, man fasste schnell Zutrauen zu ihr. Sie hatte einen riesigen Patientenkreis, sowohl als Hausärztin vieler Professorenfamilien als auch bei den Armen in den heruntergekommenen Hinterhöfen der Altstadt. „Sie und Dr. Thorspecken waren die Starärzte von Heidelberg“, urteilt eine jüngere Kollegin, die sie noch kannte. Mittellose behandelte Marie Clauss unentgeltlich. Sie lebte bescheiden. Was ihr am entschiedensten Profil gibt, ist, was sich sonst noch herumsprach, ohne dass man damals Genaueres wusste, weil Verschwiegenheit geboten war: Sie setzte sich für die verfeimten Juden ein. „Im Grunde war sie eine Kämpfernatur. Dass sie nicht ins KZ kam, war ein Wunder.“¹

Als Marie Clauss 81-jährig im Oktober 1963 auf dem Heidelberger Bergfriedhof zu Grabe getragen wurde, gab das Heidelberger Tageblatt am 22. Oktober sei-



Abb. 1: Kuno Fischer (1824–1907), Photo Universitätsarchiv Heidelberg



Abb. 2: Marie Clauss (1882–1963) (Foto privat)

nem langen Artikel den Titel: „Arzt im Geiste wahrer Humanitas“. Dort beschreibt Hansjakob Mattern die Ärztin: „Wer der nicht großen, zarten Dame, ein kleines Köfcherchen in der Rechten tragend, in unseren Straßen begegnete, der konnte unschwer an dem Hinneigen und Hinhorchen ihres ergrauten Hauptes erkennen: hier geht ein Mensch, dem aufgetragen ist, hinzuhören, für andere da zu sein und zu helfen“. Mattern berichtet: „Es wird unvergesslich bleiben, wie sie in den Jahren der Judenverfolgung half, wo sie konnte. Es war der Mut des ganz großen Herzens, der sie auf den Bahnhof gehen ließ, wenn die Judentransporte durch unsere Stadt kamen. Der gleiche Mut war es auch, der sie die kranken Juden, um die sich niemand mehr mühte, besu-



Abb. 3: Marie Clauss macht Hausbesuche (Foto privat)

chen ließ. Keine Gestapo konnte sie davon abhalten. Sie tat es still und unaufhaltsam.“ Am Grabe selbst hatte der Kollege Dr. Konstantin Wysocki daran erinnert, dass Marie Clauss, mit großen ärztlichen Fähigkeiten ausgestattet, ihre große Bewährungsprobe in der Zeit von 1933 bis 1945 bestanden habe, als sie sich für die ungerecht Verfolgten eingesetzt habe. Er wusste Bescheid, denn er hatte dafür gesorgt, dass die versteckt gehaltenen Verfolgten dank der von ihm vermittelten Lebensmittelkarten durch heimliche Helfer die notwendigsten Rationen erhalten konnten.²

„Manche sagen von Marie Clauss, sie sei der Typ des heute überlebten Hausarztes guter alter Prägung gewesen“ – so schrieb Mattern im Tageblatt – sie sei aber der Typ des Arztes schlechthin gewesen, der Leib und Seele als Einheit begreift. „Aus bester naturwissenschaftlicher Schule kommend, war ihr wohl gerade deshalb klar, dass sich Krankheit nur zum geringsten Teil naturwissenschaftlich erfassen lässt.“ Nach ihrer Auffassung habe die gründliche Erforschung seelischer Vorgänge zum Heilungsprozess dazu gehört. Mattern betont den Anteil von klarem kritischem Verstand bei der Ärztin. Daher habe sie den „Wohlfahrtsstaat heutiger Prägung“ (1963!) abgelehnt. Ihrer Ansicht nach konnte nur dem Kranken geholfen werden, der das Wirken des Arztes nicht als selbstverständlich ihm zustehende Leistung begreife, sondern der auch selbst verantwortlich zu seiner Heilung beiträgt. Als Ärztin und überzeugte Christin habe sie sich aber vorbehaltlos und ohne Rücksicht auf die eigene Person allen Leidenden zugewandt.

„Sie haben in Ihrem Wirken Unzähligen ärztliche Hilfe, aber nicht nur diese, sondern seelische Hilfe gebracht“, so schreibt ihr der Pfarrer Hermann Maas zum siebzigsten

Geburtstag am 8. Juni 1952. Und dankt ihr, seiner Mitstreiterin, insbesondere für ihre „tapfere Liebe zu unseren jüdischen Freunden (...) Wie oft waren Sie mir in jener Zeit und bis heute Hilfe und Trost und Mahnung.“ Ihr ehemaliger Patient Max Hachenburg schreibt ihr 1946 aus dem englischen Exil: „Wie oft habe ich mir gewünscht, noch unter Ihrer Oberaufsicht zu sein. (...) Ich vermisse, was Sie mir gewesen sind, das Verständnis für die seelischen Vorgänge. Sie haben mich darin auch sehr verwöhnt.“³

Quellen

Wo immer etwas offiziell etwas über Marie Clauss verlautet, wird auf ihre Herkunft, den berühmten Großvater Kuno Fischer und die klassische Bildung verwiesen, mit der sie aufgewachsen war. Sie selbst hat die starke Bindung ans Elternhaus und ihre Vorfahren ganz vorbehaltlos als hohes Gut betrachtet. Drei Monate nach dem Tod ihrer Mutter, mit der sie in enger Vertrautheit lange Jahre im Elternhaus, Gaisbergstraße 31a, zusammengelebt hatte, begann sie im Sommer 1930 mit der Niederschrift ihrer Erinnerungen, die sie im Jahr darauf fortsetzte und mit dem Tod der Mutter enden lässt.⁴ Darin spricht sie bezeichnenderweise mehr von den Eltern und Großeltern als von sich selbst, setzt vor allem der Mutter ein Denkmal. „Drei lange Monate, meine liebe Mutter“, so beginnt sie, „habe ich jetzt meinen Weg suchen müssen, ohne nach Deiner Hand zu greifen. Ich habe Stein auf Stein getragen, um Dein Bild in mir immer wieder aufzubauen; nicht nur das Bild der geliebten alten Frau, die meines Lebens größtes Glück war, viele Jahre lang.“ Sie ist fast fünfzig, die Tochter, als sie das aufschreibt. Ihre Darstellung der Familiengeschichte ist dennoch nicht kritiklos sentimental, sondern im Gegenteil eine sachlich informative Quelle, insbesondere zum Leben des Bildungsbürgertums im großherzoglichen Baden, und wegen eines humoristischen, auch selbstironischen Grundtons reizvoll zu lesen; sie verdiente eine Veröffentlichung.

Neben diesen Aufzeichnungen sind für die Clauss'sche Familiengeschichte jedoch auch Hermann Glockners Erinnerungen aus den zwanziger Jahren aufschlussreich. Als junger Philosoph war er auf der Suche nach Kuno Fischers Hinterlassenschaft 1920 ins Elternhaus von Marie Clauss empfohlen worden und hatte sich dort mit dessen Tochter und Enkelin angefreundet. Die Schilderungen der Gespräche mit den beiden Frauen in seinem 1969 veröffentlichten „Heidelberger Bilderbuch“ wirken authentisch. Im Übrigen hatte Marie Clauss ihm ihr Manuskript zur Verfügung gestellt, er zitiert daraus längere Abschnitte.⁵

Die Großeltern

Natürlich steht in Marie Clauss' Erinnerungen der Großvater an herausragender Stelle. Sie beschreibt ihn jedoch weniger als den Mann des öffentlichen Lebens, den man ja kannte, sondern aus der Innenansicht der Familie. Sie tut es voller Verständnis für diesen starken Charakter und das, was sie seine „Herrschnatur“ nennt: „Er gehörte wohl zu den wirklich glücklichen Menschen, denen sich das Schicksal beugt.“⁶

Dieser Großvater wäre in jedem Stammbaum eine Trophäe. Kuno Fischer, Professor für Philosophiegeschichte, war 72 Semester lang einer der Stars der Ruperto-Carola und Ehrenbürger von Heidelberg. Er war in Deutschland der große Vermittler des deutschen Idealismus, Verfasser einer elfbändigen Geschichte der neueren Philosophie, Schriften



Abb. 4: Jugendbild Kuno Fischers von Bernhard Fries, 1852. Das Gemälde zeigt Kuno Fischer als 28-jährigen

zu Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Hegel, Schopenhauer, und immer wieder zu den Dichtern der deutschen Klassik: Goethe, Schiller, Hölderlin.

Kuno Fischers dreistündige Rede zum Heidelberger Universitätsjubiläum 1886, in der er „die Schicksale der fünf Jahrhunderte in großen Bildern entrollte“⁷, war Legende, die Liste seiner Ehrungen lang. Seine Vorlesungen, so erinnert sich Otto Frommel, der spätere Pfarrer an der Christuskirche und Theologieprofessor, „bedeuteten für Heidelberg ein Ereignis. Mit lautem Getrappel wurde er – nach studentischer Sitte – in seinem großen Hörsaal empfangen, wenn er mit gemessenen Schritten, begleitet von einem Pedell, den Raum betrat. Sein nicht schönes, aber bedeutendes Gesicht, seine ausgewählte Kleidung, seine eleganten Handbe-

wegungen, vor allem sein meisterhafter, völlig freier Vortrag, bei dem es kein Stocken und kein Versprechen gab, übte eine faszinierende Wirkung auf die Zuhörer aus. (...) Spannender, anregender und genussvoller (zu genussvoll! fügt der Pfarrer hinzu) konnte Geschichte der Philosophie nicht vorgetragen werden.“⁸ Auch der Jurist Max Hachenburg sah ihn so: „Er gab den Hörern, was sie brauchten: Viele Gedanken in glänzender Form. Er wußte Begeisterung zu wecken.“⁹

„Fast leidenschaftliche Anteilnahme bewahrte er auch für die Angelegenheiten im Reich“, – so berichtet die Chronik – „und manches geflügelte Wort von ihm, das er in der Unterhaltung hinwarf, wanderte durch die Stadt, da er mit epigrammatischer Schlagkraft seinem Unmute über Verhältnisse oder führende Männer der Zeiten fast explosiven Ausdruck gab.“¹⁰

Wie manchen erhabenen Geist umwucherte ihn die karikierende Anekdote und machte ihn populär. Seine Tochter Mary beklagte auf ihre alten Tage, das Bild ihres Vaters sei von solchen Anekdoten ganz entstellt.

Dabei war ihm sein großer Erfolg nicht kampflos zugefallen. In seinem 1905 während seiner letzten Krankheit diktierten Lebenslauf¹¹ nehmen die Kümmernisse und Entbehrungen seiner Anfänge nicht wenig Raum ein. Kuno Fischer, der Sohn des schlesischen Landpfarrers und späteren Superintendenten der evangelischen Kirche Karl Theodor Fischer, wuchs ohne seine früh verstorbene Mutter auf, Charlotte von Corvin-Wiersbitzki aus schlesischem Adelsgeschlecht. Ihr Andenken wurde vom Vater bei den Kindern so liebevoll wach gehalten, dass sie gleichsam als Schutzengel und Lichtgestalt über der Familie schwebte. Kuno Fischer notiert als alter Mann, er denke nun täglich an sie. Das Bild seiner „poetisch höchst begabten“ Mutter, die mit einer Tochter Wilhelm v. Humboldts befreundet war, scheint seine Einstellung zu Frauen grundlegend bestimmt zu haben; Zeit seines Lebens war er Gesprächspartner und gern gesehener Gast gebildeter Frauen. Der Vater, der nie wieder heiratete, tat unter Opfern, was er nur konnte für eine klassische Ausbildung der beiden Söhne. Kuno Fischer ent-

schied sich nach dem Abitur für klassische Philologie und Philosophie, nahm nach der Promotion zunächst im badischen Pforzheim eine gut dotierte Stelle als Hauslehrer bei dem reichen und gebildeten Grundbesitzer Bohnenberger an, der ihm freundschaftlich die Gesellschaftskreise in der Residenzstadt Karlsruhe erschloss. Dort setzt sich Fischer während der Revolution 1848 für seinen fortschrittlichen Brotgeber ein, den er als wohlthätigen Arbeiterfreund kennengelernt hat. „Nichts Sinnloseres war denkbar als diese badische Revolution“, findet er im Rückblick angesichts der vergleichsweise fortschrittlichen und liberalen Regierung Badens. Aber die nachfolgende Welle der



Abb. 5: Mary Le Mire, erste Ehefrau von Kuno Fischer und Großmutter von Marie Clauss

Reaktion verschont ihn nicht. In Karlsruhe, wo er eine Vortragsreihe über Schiller angekündigt hatte, machte die Polizei seinem Unternehmen ein rasches Ende, weil er sich dem preußischen Stadtkommandanten wegen „Umgangs mit revolutionär verdächtigen Personen“¹² selbst suspekt gemacht hatte. Nachdem er sich 1850 in Heidelberg habilitiert hatte, verlor er gleich zu Beginn seiner erfolgversprechenden akademischen Laufbahn als Privatdozent in Heidelberg, 1852 beim Oberkirchenrat wegen „Atheismus“ denunziert, die Lehrbefugnis.

Er war inzwischen verheiratet mit Marie Le Mire aus einer französischen Familie. Deren Vater Désiré, ein pensionierter Offizier und Ritter der Ehrenlegion, und seine Frau Mary waren in den Vierziger Jahren des 19. Jh. – wohl auf den Spuren der Großherzogin Stéphanie, so vermutet Marie Clauss – zunächst nach Mannheim, dann nach Heidelberg gezogen und hatten sich 1844 in einem großen Garten in der Plöck ein behagliches Haus gebaut, die Nr. 50. Mary war eine große Anhängerin deutsch-protestantischer Kultur und wollte ihre Kinder in Deutschland erziehen lassen. Sie hatte Fischers Erstlingsschrift „Diotima. Die Idee des Schönen“ mit Begeisterung gelesen und ein Jahr lang mit ihm korrespondiert, bevor sie sich kennen lernten und anfreundeten. „Eine herrliche Frau“, erinnert er sich. In ihrem Haus lernte er die Tochter kennen. „Gemüt- und anmutvoll“ nennt sie die Chronik. „Alle waren entzückt von der Anmut und der Güte meiner Großmutter“, sie habe französische Geselligkeit ins Haus gebracht, „ohne dass sie selbst je etwas wie eine Welt dame geworden wäre“, so schreibt die Enkelin. „Anmut“ als schmückendes Epitheton für Frauen, wo den Männern Kraft und Entscheidungsgewalt zustand, diese Idealverteilung der Rollen hat hier funktioniert. „Wieweit sie geistig mit meinem Großvater gelebt hat, das weiß ich nicht. (...) Das abstrakte Denken lag ihr nicht; ich glaube nicht, dass sie sich in die Geschichte der neueren Philosophie je vertieft hat. Aber die literarhistorischen Schriften ihres Mannes hat sie gern gelesen.“

Nachdem ihm in Heidelberg die *Venia legendi* entzogen war, sah sich Kuno Fischer in Bedrängnis. Er war gezwungen, den Familienunterhalt mit Bücherschreiben zu verdienen, macht die verschiedensten Anstrengungen, sich gegen seine Widersacher öffentlich zu verteidigen, anderswo einen Lehrstuhl zu finden, unterliegt den erpresserischen Machenschaften eines Verlegers – noch Jahrzehnte später geht er mit der Schilderung dieses „schrecklichsten Zustands“ seines Lebens ins Detail. 1854 erreicht ihn – nicht ohne Vermittlung Alexander von Humboldts – der Ruf an die Universität Jena.

Die dort verbrachten sechzehn Jahre, noch im Ausstrahlungsbereich der Weimarer Klassiker, auf Schillers und Goethes Wegen, in ständigem gesellschaftlichen Austausch mit anregenden Köpfen, waren für ihn und die Familie die glücklichsten überhaupt. Als Professor ist er eine Kapazität, bleibt aber nicht ohne Streit mit den Kollegen, weil er gegen den Jenaer Missbrauch der Promotion „in absentia“ angeht. Diese Praktik war für die unterbezahlten Professoren eine Quelle zusätzlicher Einkünfte. Sie wird abgeschafft. Auch der Großherzog von Weimar mischt sich unter Kuno Fischers Hörer und holt ihn zu Vorträgen nach Weimar. Im Nebenauftrag als Erzieher des jungen Erbprinzen begleitet er diesen auf eine große Reise durch Italien; „unsäglich Genuss“ für ihn: die Museen und Kirchen Roms.

„Wenn meine Mutter von ihren Kinderjahren in Jena erzählte“, berichtet Marie Clauss, „so kam es uns Kindern vor, als schauten wir in eine ganz verzauberte wunderbare Welt“. Das Jenaer Haus „war ein äußerst behagliches, schönes, mit einem großen Garten“. Die Kinder hatten, zusammen mit ihren ausgewählten Freundinnen und Freunden, ihre eigene kleine Schule, der sich der Vater selbst „mit großer Liebe“ annahm. Hier bekam Mary, die Älteste, eine umfassende, brauchbare Bildung. Als sie größer wurde, „gab er selbst Geschichte und deutsche Literatur.“ „Französisch und englisch konnte sie fast so gut wie deutsch sprechen.“ Lebenslang bleiben die Schulfreundinnen einander verbunden.

Was indessen in der kleinen Jenaer Schule gefehlt habe, moniert die Schreiberin, sei der Zugang zu den bildenden Künsten gewesen. „Kunst“ sei eigentlich nur Dichtkunst gewesen. Darüber hinaus: ein paar griechische Statuen, ein paar Raffaelische Madonnen, das sei alles gewesen, und der nahe gelegene Naumburger Dom blieb unbeachtet. Seltsamerweise, das muss hier angefügt werden, ist auch in Marie Clauss' bildungsbürgerlicher Familiengeschichte von musikalischer Erziehung nirgendwo die Rede. Sie selbst spricht auch später nie von Erlebnissen mit Musik. War das so selbstverständlich, dass es der Rede nicht wert war?

Das Jenaer Haus ist ein Haus voller Gäste. David Friedrich Strauss, ein besonders verehrter Jugendfreund Kuno Fischers und seinerzeit höchst umstrittener Pionier der kritischen Bibelforschung, lebt eine Zeitlang unter ihnen. Alle mögen ihn, „er war ganz aus Rücksichtnahme zusammengesetzt“, leise und bescheiden.¹³ Seine Schriften liest Mary schon in früher Jugend und „das Ablehnen alles Wunderbaren in der Religion wurde ihr beinahe eine heilige Aufgabe, ein Teil der Religion selbst. Es schien ihr, als käme man zu dem tiefsten sittlichen Inhalt der Religion erst, wenn man alles Bildhafte ablehnte.“¹⁴

Zu den Menschen, die in der Jenaer Zeit einen bestimmenden Einfluss auf die Familie nahmen, gehörte aber auch der alte Großvater Fischer, der Superintendent aus Schlesien, der seine letzten sechs Jahre im Hause des Sohnes verlebte, von wo er, solange er es noch vermochte, morgens um sieben in dessen Vorlesung über Logik ging. Kuno Fischer habe seinen Vater mit großer Ehrfurcht geliebt, sagt Marie Clauss, und dieser habe mit seinem frommen Herzen immer die Brücke zwischen seinem Christentum und den philosophischen Spekulationen des Sohnes gefunden. Selbst David Friedrich Strauss habe er geschätzt und Sinn gehabt für die Tapferkeit und Ehrlichkeit seiner Forschungen. Er habe auf die religiöse Bildung seiner Schwiegertochter und seiner Enkel großen Einfluss gehabt. Die echte lutherische Frömmigkeit des Großvaters sei Teil des Wesens ihrer Mutter geworden, „fest und unzerstörbar neben aller Evangelienkritik.“ In diesem Zusammenhang urteilt Marie Clauss über Kuno Fischer:

„Mein Großvater war keine eigentlich religiöse Natur. Wie vor allem geschichtlich Gewordenen stand er auch ehrfürchtig vor dem Christentum; sein Verhältnis zu Gott und Welt hatte keine christliche Prägung (...). Er war ein Kämpfer und hat leidenschaftlich hassen können. So war er seinem Wesen nach kein Christ.“¹⁵

Zum Jenaer Freundeskreis gehörten zahlreiche Frauen, darunter Schillers Tochter Emilie von Gleichen, die oft wochenlang im Haus wohnte, und Ottilie von Goethe, die sich gerne von Mary vorlesen lässt. Das abendliche Vorlesen durchzieht die Lebensgeschichten von Marie Clauss wie ein Leitmotiv bis in ihr eigenes Alter. Vorlesend, zuhörend und nachfragend, sicher auch mit einer Portion Neugier, eignete man sich Kultur an. Das Medienzeitalter war noch nicht angebrochen. Namentlich in Jena, so erinnert sich Kuno Fischer 1905, sei noch ein Rest von der Einfachheit der alten Zeit übrig geblieben.

Die Mutter

Marie Clauss' Mutter Mary, 1854 geboren, war des Vaters Liebling. 1861 lässt er sich Hand in Hand mit der Siebenjährigen photographieren. Sie hatte eine jüngere Schwester Klara und einen Bruder, Julius, den, so sieht es Marie Clauss, die übermächtige Persönlichkeit des Vaters bedrückt habe. Er sei in der Schule nicht gut gewesen,

aber mit einem goldenen Humor ausgestattet, immer freundlich und feinsinnig, zur Freundschaft begabt, ein vortrefflicher Redner bei Familienfesten, aber ohne die Initiative und Kraft, die sich im Leben durchzusetzen vermag. Ohne seine tüchtige Frau sei er verloren gewesen.¹⁶ Mary dagegen habe im Schatten des Vaters gut wachsen können und ihn leidenschaftlich geliebt. Mit sechzehn Jahren wird sie von Kuno Fischer nach und nach in seine Geschichte der Philosophie eingeweiht, sie bleibt lebenslang „die enthusiastische Schülerin ihres Vaters.“ (S. 8)

1872 holt der badische Großherzog Kuno Fischer nach Heidelberg zurück. Dort lehrt er zum Ruhm des Landesherrn und seiner Universität noch 34 weitere Jahre. Wie schon in Jena hat die Tochter auch später in der Heidelberger Wohnung, Plöck 50, ihre Studierstube neben der des Vaters, wo sie sich, nach Erledigung ihrer „kleinen häuslichen Pflichten“ (Abstauben, Lampenputzen, Blumengießen, S. 19), die Geschichte der neueren Philosophie Band für Band vornahm. Nebenan war der Vater immer zu Frage und Antwort bereit, auch wenn er sich sonst von niemandem stören ließ. Mary wurde seine kompetente Gesprächspartnerin. Oft genug aufgefordert – „Rekapituliere“! – das Gelesene kurz zusammenzufassen, behielt sie diese Fähigkeit bis in ihr Alter, wo sie ihren Gesprächspartner, den Philosophen Glockner damit ebenso überrascht wie mit ihren frischen Kenntnissen in neuerer Philosophie. Sie lebt darin.

Zunächst aber darf sie zum Abschluß ihrer Kinderjahre mit der Mutter und deren Schwester ihre französischen Verwandten auf Schloss Bourneville bei Fontainebleau besuchen und verbringt dort vier herrliche Wochen, einen unvergesslichen Tag in Paris mit eingeschlossen, von dem sie noch viele Jahre später so anschaulich erzählt, dass die Tochter ihrerseits bei einem Paris-Besuch eine Art *Déjà-vu*-Erlebnis haben wird. Marys Großonkel mütterlicherseits, der Urgroßonkel von Marie Clauss, Henri Lutteroth (1802–1889), war (1822) Begründer der *Société des Missions Évangéliques* de Paris, einer der neuen evangelischen Freikirchen in Frankreich, und Herausgeber einer protestantischen Zeitschrift, *Le Semeur* (Der Sämann), in der er sich unter anderem



Abb. 6 (links): Kuno Fischer und seine Tochter Mary, die Mutter von Marie Clauss. Aufnahme 1861

Abb. 7: Das „Kuno-Fischer-Haus“, Plöck 48–50 (Gartenseite) kurz vor dem Abriss 1974. Heute Gelände Parkhaus Plöck. Foto: Stadtarchiv Heidelberg



Abb. 8 und 9: Die Eltern Mary Clauss, geb. Fischer, und Theodor Clauss

kritisch mit Kolonialismus und Sklaventum auseinandersetzt.¹⁷ „Was für einen jungen Menschen immer das Fruchtbare ist: Sie hatte neue Menschen kennen gelernt, die sie lieben und verehren konnte.“ Diese Überlegung kennzeichnet die Chronistin.

Im April 1877 heiratete Kuno Fischers älteste Tochter Mary den Juristen und damaligen Universitäts-Amtmann Theodor Clauss. Er war durch seinen Freund im Hause eingeführt worden, der selbst ein Auge auf Mary hatte. Kuno Fischer verzieh ihm nie, dass er zunächst seine Tochter um ihre Hand gefragt hatte, dann erst den Vater. Er war außer sich, dass Mary das Haus verlassen wollte, wenn er auch gegen den Bräutigam ernstlich nichts einzuwenden hatte. In den sieben Monaten Verlobungszeit durfte im Hause Fischer nicht davon gesprochen, noch durften Hochzeitsvorbereitungen getroffen werden. Dass Clauss seine 1. Stelle als Oberamtman nun ausgerechnet noch im abgelegenen Stockach antreten sollte, empfand Kuno Fischer als einen ihm persönlich von höherer Stelle angetanen Tord, gegen den er vergeblich protestierte. Seine Hochzeitsrede für das Paar geriet beinahe zur Begräbnisrede. Nur die beiden Mütter waren glücklich über die Verbindung.

Marie Clauss konnte diese Geschichte schon deswegen mit Humor vortragen, weil die so begonnene Ehe glücklich wurde. Die Mutter, die „Jüngerin des Philosophen, musste nun lernen, eine gute Oberamtmanfrau zu werden“. Mit Hilfe der guten „Luis“ gelang ihr das, wenn sie auch nie zur untadeligen Hausfrau wurde. Sie war für die Kinder immer da, „anmutig und zart, immer ein bisschen mädchenhaft, gütig und heiter, oft voll stillen Humors, immer erfüllt von etwas Geistigem und Hohem“. „Gesorgt um alltägliche Dinge hat sie sich nie.“ Diese Eigenschaften hätten sich im

Alter noch gesteigert und den Menschen, die mit ihr lebten, das Zusammensein leicht und schön gemacht. Der Vater war der scheinbar fröhlichere von beiden, hatte eine kindliche Freude an Spielen und Späßen mit den Töchtern und neckte sie oft, ohne je verletzend zu sein. Aber er war auch ein Pflichtmensch und sorgenvoll, mit sozialen Fragen und Nöten beschäftigt, und litt, wie er selber sagte, als „Märtyrer seiner eigenen Phantasie“ unter dem Zwang, sich überall nützlich zu machen. In dieser Eigenschaft ist Marie Clauss ganz die Tochter ihres Vaters.

Der Vater

Theodor Clauss war der älteste Sohn eines Apothekers aus Lichtenau bei Kassel, der 1850 nach vierjähriger Ehe starb und seine Witwe mit drei kleinen Buben fast mittellos zurückließ. Julie Clauss, geb. Gärtner, Apothekerstochter aus Mannheim, muss eine tüchtige und warmherzige Frau gewesen sein, denn es gelang ihr, den Kindern trotz großem Sparzwang im elterlichen Haus in Mannheim eine glückliche Kindheit zu sichern. Theodor begann 1866 sein Studium in Heidelberg und war zielstrebig. Stark beeindruckt wurde er von Heinrich von Treitschke, damals einem der herausragenden Lehrer der Heidelberger Universität (über den Kuno Fischer nur abfällig sprach), und obwohl man in Mannheim um 1860 antipreußisch gesonnen war, – Marie Clauss zitiert einen Reim, der dort umging: „’s gibt nur ein’ Kaiserstadt, /s gibt nur ein Wien, / und nur ein’ Räuberstadt, nur ein Berlin“ – hoffte er auf ein deutsches Vaterland unter Preußens Führung. Persönlich war er dieser Hoffnung gar nicht gewachsen, denn als er, wie viele andere damals, nach dem Siebziger Krieg nach Colmar ging, um im Elsass missionarisch „deutsche Art zu pflegen“, hatte er immer nur Heimweh nach Baden. In den badischen Verwaltungsdienst zurückgekehrt, brachte es der Spezialist in Versicherungsfragen zum Ministerialrat und Geheimen Hofrat in Karlsruhe, zu einem „der tüchtigsten Beamten Badens“, wie die Heidelberger Chronik vermerkt. Dort liest man:

„Der verstandesscharfe Jurist war kein enger Fachmann, alle geistigen Interessen wurden in seiner Familie feinsinnig gepflegt, über die Architektur hatte er ein Urteil wie ein Kunstverständiger, politische und religiöse Fragen beschäftigten ihn allezeit lebhaft. Er war politisch liberal und lebte mit seiner Überzeugung in den großen Überlieferungen der protestantischen Kirche.“¹⁸

Kindheit und Schuljahre in Karlsruhe

Bei ihren Eltern wuchsen die beiden Töchter ohne Zwänge auf: Julie, die vier Jahre Ältere, und Marie, die 1882 geboren, nach ihrer Großmutter benannt wurde. Ihre Kinder- und Jugendzeit in Karlsruhe schildert sie als eine sehr glückliche. Als Töchter eines badischen Staatsbeamten wurden sie in Schulen erzogen, die der Großherzogin Luise unterstanden und die – so ihre Erfahrung – „für damalige Zeiten ausgezeichnet“ waren. Zuhause gehörten Gedichte, biblische Geschichten, Märchen und Sagen schon für die kleinen Mädchen zur fröhlichen Unterhaltung, und wie ihre Mutter wird Marie Clauss später aus einem großen Fundus jederzeit auswendig zitieren können. Abends lasen die Eltern sich gegenseitig vor: historische und kunsthistorische Werke, Gottfried Kellers Erzählungen.

Sie seien keine wohlerzogenen Kinder gewesen, meint Marie Clauss, „auch in der Schule hatte man allerlei Not mit uns“, und die Eltern hätten kein bestimmtes Erzie-

hungskonzept verfolgt, vielmehr die Kinder einfach an ihrem Leben teilnehmen lassen. Die Eltern „waren eigentlich die sichere Basis, von der aus man lebte. Es war so unbedingt sicher und selbstverständlich, dass sie einander lieb hatten und dass alles, was sie taten, recht war.“ Sie selbst habe, so fügt Marie Clauss 1930 hinzu, das wunderbare Gefühl der Geborgenheit nun erst seit dem Tod der Mutter verloren.¹⁹

Wohlvertraut von Familienausflügen waren die Gegenden um Mannheim, Schwetzingen und Heidelberg, gelegentlich gab es Reisen zu Verwandten oder Freunden im Badischen, aber auch längere, nach Braunschweig, zur Wartburg, nach Wannsee und Potsdam. Um 1895 leistete sich das Ehepaar Clauss eine Italienreise, die sorgfältig vorbereitet wurde und noch lange nachwirkte. Man lebte sparsam, aber immer mit Gästen und im Austausch mit den Nachbarn. Kuno Fischer, der „Apa“, kam zwei bis drei Mal jährlich nach Karlsruhe, selbst dann noch, als er zum großen Kummer seiner Tochter, nach dem Tod seiner Frau 1884 ein zweites Mal geheiratet hatte und nun mit der schönen fremden Großmama zu Besuch kam. Die Liebe der Enkel gehörte aber der vertrauten Großmutter Clauss in Mannheim.

Bei der zweiten Eheschließung Kuno Fischers hatte sich, in umgekehrter Richtung und abgewandelter Form, bei der Tochter das Drama um ihre eigene Hochzeit wiederholt. Es schien ihr fast unmöglich, an der Stelle der geliebten Mutter einen anderen Menschen zu ertragen. – Marie Clauss beschreibt Christine Fischer, eine gebürtige Dänin (verwitwete Stilling, geborene Kirchhoff), als „schöne, liebenswürdige Frau“, die neunzehn Jahre lang bis zu ihrem Tod 1903 das Glück ihres Großvaters gemacht habe. Da



Abb. 10: Julie (geb. 1878) und Marie Clauss

aber auch ihre Mutter eingesehen habe, dass der Vater glücklich war, habe sie die neue Verbindung verschmerzt, den regen Briefwechsel mit dem Vater fortgesetzt, ihn aber mit seinem Glück allein gelassen und ihn in der neuen komfortablen Etagenwohnung des Paares, Rohrbacherstraße 12, fast nie besucht. Das schöne alte Haus in der Plöck, an dem so viele Erinnerungen hingen, hatte er verkauft. Die Berichterstatterin Marie betrat die neue Wohnung des Großvaters zum ersten Mal, als sie zwölf Jahre alt war.

1899 musste Theodor Clauss einer schweren Krankheit halber, die zunächst die Augen befiel, vorzeitig den Dienst quittieren. Um dem greisen Kuno Fischer in Heidelberg näher zu sein, erstand die Familie in der Gaisbergstraße in Heidelberg das Haus, das – so die Chronik – wie in Karlsruhe zum Mittelpunkt einer geistig belebten Geselligkeit wurde und von wo aus der Pensionär Clauss noch eine Zeitlang zum Besuch von Vorlesungen aufbrach, bis auch das unmöglich wurde. Die junge Marie ist es nun, die als Gesellschafterin zum Großvater geschickt wird, als er plötzlich wieder allein ist. „Ich tat es mit tausend Freuden. Und diese paar Monate gehörten zu den merkwürdigsten in meinem Leben.“

Großvater und Enkelin

Kuno Fischer, er ist jetzt neunundsiebzig, vom Verlust der geliebten Frau tief getroffen, arbeitet mit eisernem Fleiß am 4. Band seines Buches über Goethes „Faust“. Dazwischen liest Marie ihm vor, stundenlang. Schiller: den Abfall der Niederlande, den Dreißigjährigen Krieg, dann Goethes Wilhelm Meister. Die Einundzwanzigjährige hat, wie sie als Ärztin später selbstironisch vermerkt, noch wenig Ahnung „von den Dingen des Lebens“; als gut behütete Bürgerstochter hat sie selbstverständlich keine entsprechenden Erfahrungen zu verbuchen, den Großvater amüsiert ihre Zögerlichkeit beim Lesen. „Als er merkte, dass mir die leichtsinnige Philine nicht gefiel, sagte er ganz leise vor sich hin, so oft von ihr die Rede war, ‚eine charmante kleine Person, diese Philine!‘ und freute sich an meinem stillen Entsetzen“. Bei Rousseaus „Confessions“ schont er sie, lässt sie nur in Auswahl lesen: „Lass die nächsten Seiten aus, da wird es liederlich“, sagte er, wenn etwas kam, was ihm nicht zu passen schien. So habe ich von den Confessions nur einen sehr unvollständigen Eindruck bekommen, während die anderen Bücher, die ich in dieser Zeit mit meinem Großvater las, sich mir tief eingeprägt haben.“ Während der Mahlzeiten examiniert er die Vorleserin. „Nun rekapituliere“, sagte der Großvater, und ich erzählte, was mir von dem Gelesenen übrig geblieben war. Und was ich auch sagte oder fragte, er nahm alles ganz ernst und antwortete darauf eingehend und freundlich.“ „Es war eine ganz besonders liebenswürdige Eigenschaft meines Großvaters, dass er junge Menschen ganz ernst nahm (...). Jede Stufe der Entwicklung war ihm ernst und, fast möchte ich sagen, ehrwürdig.“

Bei schönem Wetter machen die beiden Fahrten ins Neckartal und in die Berge und besonders gerne in die Ebene hinaus.“ Dann erzählte er, wie er in seiner Jugend hier mit den Freunden gewandert war, und es tauchte dann immer am lebendigsten die Gestalt von David Friedrich Strauß auf.“

Während er am Schreibtisch arbeitet, nimmt sie sich seine frühen Streitschriften vor, freut sich an den scharfen Waffen, die da geführt wurden, liest mit glühendem Gesicht; er bemerkt es lächelnd: „Sie freut sich am jungen Großvater“. „Irgendein Wort aber, ein gelesenes oder gesprochenes, konnte plötzlich den Schmerz seines furcht-

baren Verlustes in ihm wachrufen, und dann brach er schluchzend zusammen.“ Es sei schon etwas wie eine Freundschaft zwischen dem alten Mann und dem jungen Mädchen entstanden, schreibt Marie Claus. Wenn aber ihre Mutter gekommen sei, so habe sie sich doch als armen Lückenbüßer empfunden, denn jeder Abschied von seiner Tochter sei für ihn ein riesiger Schmerz und Anlass zu neuer Eifersucht gewesen.

Nach Abschluss seines letzten Werkes wird Kuno Fischer müde und apathisch, zunehmend vergesslich, verwechselt Zeiten und Menschen. Marie muss immer wieder Häussers Geschichte der Pfalz vorlesen, zwei dicke Bände. War man nach Wochen am Ende, so verlangte er wieder den Häusser. Was sich auf diese Weise an Wissen bei der Vorleserin angesammelt haben mag! Bis in die letzten Wochen behält er die Fähigkeit, in gewählten Worten und gut gebauten Sätzen zu sprechen und bewahrte, auch den Pflegerinnen gegenüber, „immer die schönen Formen des Verkehrs“. Aber er kennt auch noch Anfälle von Hass, in seltsamen Formen.

Am 5. Juli 1907 stirbt Kuno Fischer, sechzehn Tage danach sein Schwiegersohn, Maries Vater. In den lobenden Nachrufen der Heidelberger Chronik sind die beiden Männer, die es nicht leicht miteinander hatten, dicht beieinander vereint.

Eigene Wege

Nach dem Tod der beiden Vatergestalten, des maßgebenden Großvaters, des geliebten und verehrten Vaters Clauss, bricht in Marie Clauss – sie ist jetzt 25 – ein Ungenügen mit der eigenen Situation auf. Die Mutter lädt ihre beiden Töchter in Gedenken an den kunstbegeisterten Vater zu einer gemeinsamen Italienreise ein, und dort, auf den Stufen des römischen Theaters in Fiesole sitzend, berät sich Marie mit der Schwester, die schon länger – auch gegen den Willen des Vaters – ihren eigenen Weg gegangen und in sozialen Diensten tätig ist.

„Noch schien es damals fast unmöglich, dass ein Mädchen aus guter Familie, deren Eltern nicht arm waren, einen Beruf ergriff. Wir alle, auch meine Freundinnen, träumten von einem Beruf und sprachen davon miteinander ganz heimlich, wie von etwas ungeheuer Kühnem, Vermessenem, was man in Wirklichkeit nicht umzusetzen wagte.“²⁰

Marie Clauss hat über ihre Ausbildung als höhere Tochter in Karlsruhe nicht im Detail berichtet. Die Sachlage war klar: Man bekam in den „Höheren Mädchenschulen“ eine gediegene Unterweisung in Allgemeinwissen. Französisch und Englisch Pflichtsprachen. Mit 16 verließen die Mädchen die Schule ohne Abitur und warteten ab, bis sich ein geeigneter Heiratsbewerber einstellte. Es gab auch die Möglichkeit, sich als Krankenschwester oder Grundschullehrerin weiterzubilden, schlechtbezahlte Tätigkeiten, die einer späteren Heirat nicht hinderlich waren. Nur Frauen aus den Unterschichten waren gezwungen, berufstätig zu werden. Gutbürgerliche Familienväter hätten es indessen als ehrenrührig empfunden, Frau und Töchter zum Zwecke des Broterwerbs ausbilden und arbeiten zu lassen. Genau so empfand es auch der Vater Clauss. Bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, in dessen Verlauf so viele Frauen ihren Mann zu stehen hatten, hielt sich bei manchen Vätern diese Überlegung: Sie heiratet ja doch! Die Frauenrechtlerin Helene Lange hat 1915 in ihrem Buch „50 Jahre Frauenbewegung“ auf die seelische und wirtschaftliche Not der Mädchen aus „guter Familie“ hingewiesen, auf die drohende Leere eines unerfüllten Daseins einerseits und die Diskriminierung berufstätiger Frauen andererseits.²¹ Maries Mutter hatte Verständnis für den Aufbruch

der Töchter. Sicher ist: Ihre Familie hatte keine Reichtümer angehäuft, von denen Marie und ihre Schwester auf Dauer sorglos hätten leben können. Vielleicht wollten sie dem Heiratszwang entgehen, viel eher aber etwas in der Welt bewirken, und für Marie war klar: „es muss etwas sein mit Menschen und nicht mit Büchern“. Ihre Schwester bestärkt sie darin.²² Zunächst macht Marie die naheliegende Ausbildung in Säuglingspflege, arbeitet in der Luiseheilanstalt. Sie bekommt das Angebot, als Oberin im Krankenhaus zu amtieren, sieht aber, dass sie das nicht befriedigt. In den sechs Monaten ihrer Tätigkeit im Krankenhaus hatte sie „im Ausschnitt etwas vom Jammer der Menschheit kennengelernt“. Deshalb will sie den Arztberuf zum Inhalt ihres Lebens machen; sie entscheidet sich, das Abitur an einem humanistischen Gymnasium nachzuholen und zu studieren. Die Mutter macht ihr Mut: „Ich will dir helfen, so gut ich kann“.

Zwei Jahre lang paukt sie, unter Anleitung eines Lehrers, im Dachgeschoss in der Gaisbergstraße Latein und Griechisch, danach, in den vorklinischen Semestern, Naturwissenschaften. Es eröffnen sich ihr neue Lebenspläne. „Die schönste Zeit meines Lebens“, sagt sie Glockner darüber. 1913 macht sie mit einunddreißig Abitur und beginnt ihr Medizinstudium in Heidelberg, das sie 1918 mit dem Staatsexamen, 1919 mit der Promotion abschließt. Es ist die Zeit der grauen Züge mit heimkehrenden Verwundeten, wo die Grippe täglich schwere Opfer kostet. Heidelberg hat während des Weltkriegs als Lazarettstadt gedient und Ärzte werden im Nachkriegselend dringend gebraucht. Marie wird Assistenzärztin bei Ludolf Krehl. Seine Ausrichtung, die Persönlichkeit des Kranken als psychosomatische Ganzheit zu begreifen, lag ihr nahe und bestärkte sie in der eigenen Zielsetzung. 1920 erhält sie die Approbation und eröffnet 1922 im Elternhaus ihre eigene Praxis. Von nun an ist die Ärztin aus der Stadt nicht mehr wegzudenken.

Es gibt Fotos aus diesen Lehrjahren²³, eins zeigt sie als Schwester inmitten einer Gruppe von freundlich lächelnden jungen Frauen in weißer Kittelschürze und Häubchen, sie blickt aufmerksam und ernst. Ein anderes, ohne Häubchen, im Arztkittel,



Abb. 11: Marie Clauss als Ärztin im Reservelazarett Alpirsbach 1917

inmitten einer Gruppe vorwiegend von Männern, im Freien sitzend, der ihr zu Füßen Sitzende hält ein Schild: Reserve-Lazarett Alpirsbach 1917; dort ist sie als „Feldunterarzt“ für Lungenkranke zehn Monate lang tätig gewesen. Derselbe stille, aufmerksame Blick auf einem anderen, in einer Klinikgruppe, aber auch mit der Mutter im Garten, auf dem Sofa im Zimmer. Sie sieht aus wie eine, die keine Kräfte verschwenden kann und sich



Abb. 12: Marie Clauss und ihre Mutter Mary. Aufnahme ca. 1930

aufs Wesentliche konzentriert. Für Glockner macht sie bei der ersten Begegnung 1920 einen welken und abgearbeiteten Eindruck, später erlebt er sie jedoch auch als einen Menschen mit Humor und plötzlich hervortretender Schärfe: „dann hatte ich den Eindruck, dass der Blick der Ärztin mich zwar kritisch streifte, aber nie eigentlich traf, bis sie sich plötzlich einen Ruck gab und mir so scharf ins Auge sah, dass ich zusammenzuckte, weil mich der leibhaftige Kuno Fischer anschaute.“²⁴ Glockner, das merkt man, war viel eher bezaubert von der charmanten alten Dame, ihrer Mutter, von deren Erinnerungsschatz und ihrem „Parlieren, das sozusagen nur zufällig deutsch war; es hätte ebenso gut französisch sein können.“ Sie hatte ihre Vorlieben und Abneigungen, während Marie Clauss, die mit ihrer Mutter völlig solidarisch war, doch ein ausgewogenes Urteil suchte. Frau Clauss mochte Albert Schweitzers Ethik nicht und fand sein Engagement in Afrika übertrieben. Marie ist anderer Meinung: Der wolle wirklich ernst machen und zeigen, dass ohne allen Unterschied jeder Mensch unser Nächster ist, der Hilfe braucht. Genau nach dieser Überzeugung wird sie handeln.

Aus Glockners Berichten geht hervor, dass beide Frauen am Kulturleben der Stadt intensiv Anteil nehmen, dass sie Vorlesungen hören, viel lesen, sich abends, wenn Marie erschöpft heimkehrt, nach einem bescheidenen Abendessen beim Betrachten von schönen Büchern, Bildern und den Bildergeschichten von Rudolph Töpffer freuen, wo es was zu lachen gibt.

Tuberkulose-Fürsorge 1923

Kein Wunder, dass Glockner die Ärztin müde und erschöpft erlebt hat. Sie war im Nachkriegs-Heidelberg als Tuberkulose-Fachärztin unterwegs, setzte sich der Ansteckungsgefahr aus, sah viel Elend. Sie selbst hat keine Erinnerungen über ihre ärztliche Tätigkeit hinterlassen. Es fehlen entsprechende Briefe oder Tagebücher. Ihre Praxis war

schnell angewachsen, vermutlich blieb ihr darüber hinaus kaum noch Zeit. Da war mir der Fund eines Zeitungsartikels hilfreich, in dem sie selbst zu Wort kommt.

Wie machen uns heute nicht mehr klar, wie groß in Deutschland die Leiden der Bevölkerung nach der Niederlage 1919 gewesen sind.²⁵ Eine Kurzübersicht über die Verhältnisse in Heidelberg gibt eine doppelte Sonderseite über Heidelberg im „Neuen Winterthurer Tagblatt“ vom 23. Januar 1924.²⁶

Die schweizerische Stadt hatte im Zuge der „Schweizer Hilfsaktion für deutsche Not“ eine Initiative für Heidelberg gegründet. Es fehlte an allem: Nahrungsmittel, Kleidung, Medikamente, Wohnraum, Heizmaterial. Unter der Überschrift „Die Deutsche Not“ stellt in diesem Sonderblatt der Heidelberger Neuropathologe Paul Ernst die Lage in Fakten und Zahlen ausführlich dar. Marie Clauss referiert über ihre Erfahrungen in der Tuberkulose-Fürsorge und beginnt mit einem Dank an die Spender. Dann schreibt sie: „Die Schwierigkeiten in der Hilfe für Kranke werden immer größer. Immer mehr zeigt sich jetzt auch die traurige Einwirkung der 8 Hungerjahre auf die Ausbreitung der Tuberkulose, und während diese schreckliche Krankheit nach der Zahl und der Schwere der Erkrankungen immer mehr um sich greift, müssen aus Geldmangel die ausgezeichneten Volksheilstätten geschlossen werden, und viele Kranke, denen sonst wohl noch hätte geholfen werden können, bleiben jetzt, den Winter über, schlecht ernährt in ihren überfüllten ungeheizten Wohnungen.“ Sie führt verzweifelte Einzelbeispiele an; es wohnen eng beieinander tuberkulöse Erwachsene und gesunde Kinder, „und wir können nichts tun, als von Zeit zu Zeit nachschauen, ob die Kinder schon infiziert sind oder nicht.“ Am schlimmsten ist die Not in den engen Gässchen der Altstadt, „aber auch in den hübschen und behaglichen Räumen am Rande der Stadt stößt man jetzt auf bitterste Armut“. Das gemeinsame Unglück führe die Menschen aber zusammen, man helfe sich gegenseitig und so stecke in dem Elend auch ein Segen. „Wir haben es gelernt, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden und das Wesentliche festzuhalten, und wir haben es gelernt, nicht für den nächsten Tag zu sorgen, sondern dankbar zu sein, wenn wir bisher das Notwendigste nicht entbehrt haben.“ Diese Überlegungen kennzeichnen vor allem die Schreiberin selbst, ebenso wie die Hoffnung, die sie am Ende ihres Artikels äußert: „Und wir hoffen und glauben, dass auf diesem harten Boden eine tüchtige, kräftige, warmherzige Jugend heranwächst, die bessere Zeiten über Deutschland bringen wird.“ Zehn Jahre später hat sie diese Hoffnung in großen Teilen zusammenbrechen sehen.

Protestantischer Glaube

Es ist ganz klar, auch wenn es kaum schriftliche Äußerungen von Marie Clauss dazu gibt, dass ihr Tun eingebunden ist in ihren protestantischen Glauben. In diesem Glauben ist sie von liberalen Eltern ganz selbstverständlich erzogen worden, er hat sich bewährt. Hier war der Glaube vereinbar mit kritischem Hinterfragen, so hatte es schon Maries Mutter erfahren. Die protestantischen Pfarrhäuser gehören zur Familienherkunft, zur Verwandtschaft und zum ausgedehnten Freundeskreis. Hier begegnen unter anderen die Familien des Stadtpfarrers Ahles von Mannheim, von Otto Frommel in der Heidelberger Weststadtgemeinde und Hermann Maas in der Altstadt. Es gibt (davon zeugen Spuren in den Briefen) in der Zeit des Nationalsozialismus und danach, familiäre Korrespondenz mit dem Berliner Theologen Martin Fischer²⁷, mit Albrecht

Goes²⁸, eine ständige Anteilnahme am Schicksal der Männer der Bekennenden Kirche, allen voran Martin Niemöller. Dessen ursprünglich sogar dem Nationalsozialismus verbundene nationalkonservative Denkweise entspricht anfänglich sicher auch den bürgerlichen Kreisen um Marie Clauss. Dass das Hitler-Regime dann ein radikales Bekenntnis, den Protest gegen den Arierparagraphen und darüber hinaus eine Öffnung zur Ökumene geradezu erzwang, das war für Leute ihrer geistigen Herkunft eine folgerichtige Entwicklung christlichen Denkens.

In Heidelberg ist vor allem Hermann Maas als Marie Clauss' Gesprächspartner dokumentiert. Mitten im Ersten Weltkrieg war er vom Großherzog in die Heiliggeistgemeinde geholt worden, seither engagierter Pfarrer im ärmsten, lichtlosesten Proletarierviertel der Stadt. Bei ihm wie bei der Ärztin bewährt sich das eigene Lebenselement, der Glaube, vor allem im Umgang mit Menschen, die nichts davon wissen wollen, und Menschen anderer Konfession. Keiner darf von tätiger Hilfe ausgeschlossen werden. Beide haben ein viel zu großes Arbeitspensum und zu viel Einblick in menschliche Nöte, um Frömmler zu sein. Das verschafft ihnen die Achtung auch nichtkirchlicher Kreise. Im Dritten Reich werden sie bei zunehmender Bedrängnis gemeinsam zu agieren haben.

Die Lebensgefährtin

Aus Kreisen der evangelischen Kirche kommt nun auch der Mensch, der Marie Clauss nach dem Tod ihrer Mutter 1930 der wichtigste sein wird: Margarete Lüttge, geb. Thiel. Die 1894 in Wien geborene Tochter eines Berliner Verlagsbuchhändlers, verwandt mit der Dichterin Agnes Miegel, kam nach Heidelberg als Frau des Berliner Theologen Willy Lüttge. Er war 1922 hierher auf den Lehrstuhl für Systematische Theologie berufen worden und gehörte zum engen Freundeskreis um Otto Frommel. Dort kann Marie Clauss das Ehepaar kennengelernt haben. Lüttges plötzlicher Tod im Juni 1928 stürzte



Abb. 13: Marie Clauss und Margarete Lüttge

Frommel, worüber er selbst berichtet, in eine tiefe Krise mit Angst- und Erregungszuständen, die einen Sanatoriumsaufenthalt nötig machten. „Wie mir unsere treu besorgte Hausärztin Marie Clauss vorhergesagt hatte, fiel die Krankheit eines Tages, es war der 3. oder 4. März, vollständig von mir ab.“²⁹ Sie muss eine gute Diagnostikerin gewesen sein.

In dieser Zeit mögen die beiden Frauen, die Witwe und die Ärztin, zueinander gefunden haben, denn wenige Jahre später, 1934, wird Margarete Lüttge zu Marie Clauss in die Gaisbergstraße ziehen und von nun an bis zu deren Tod 1963 ihr tägliches Leben und die Arbeit in der Arztpraxis mit ihr teilen. Sie ist eine Frau von solider Bildung, die an der theologischen Forschung ihres Mannes kenntnisreich teilgenommen hat.³⁰ Die Fotos zeigen eine große

wachsene schöne Frau mit gescheitelttem blondem, im Nacken lose geknoteten Haar, darüber als ihr Kennzeichen bis ins Alter ein feiner Haarreif. Sie überragt Marie um ein gutes Stück und lächelt, wenn diese ernst blickt. Als Sprechstundenhilfe empfängt sie die Patienten, versorgt sie auch, wo die Ärztin nicht gefordert ist. Sie kennt alle. Marie kann sich völlig auf sie verlassen. Von März bis Oktober 1945 hat sie ein Tagebuch geführt, in dem sie das gemeinsame Erleben des Kriegsendes in Heidelberg festgehalten hat.³¹ Daraus wird ersichtlich: die beiden denken, fühlen und handeln gemeinsam. „Das Gretel“ hat sich den badischen Tonfall zu eigen gemacht und spricht vom „Mariele“. Regelmäßig halten die Freundinnen ein „Kirchle“ ab, d.h. eine kurze Bibellesung oder Andacht. Abendliches Vorlesen ist ohnehin Tradition.

Häufig ist „das Kind“ im Haus. Das Kind, Inge Ahles, 1912 geboren, ist Enkelin des Mannheimer Stadtpfarrers Ahles. Als Vierjährige schon Waise, ist sie von ihrer unverheirateten Tante Ahles adoptiert worden und wächst im Schlierbacher Haus des Pfarrers auf. Die Familien sind in der dritten Generation befreundet. Als Gymnasiastin,



Abb. 14: Margarete Lüttge mit Kindern der „Kinderheimat“ in Falkau / Schwarzwald (Aufnahme Juni 1942)



Abb. 15: Marie Clauss, Margarete Lüttge, Anne Röthinger (3.v.r.) und Frieda Burgstahler (r.) mit Kindern der „Kinderheimat“



Abb. 16: Kinder und Betreuerinnen der „Kinderheimat“ um 1940. In der Mitte die Leiterin Frieda Burgstahler

später als Medizinstudentin, nutzt Inge Maries Dachstube. Für Lüttge und Clauss ist sie wie ein eigenes Kind. Sie gehört auch zum Kreis der heimlichen Helferinnen. „Du bist bei uns die Dritte im Bunde“, schreibt Marie Clauss der Studentin. Das bleibt so bis zu ihrem Tod. Inge Clauss-Ahles wird die Arztpraxis fortführen.³²

Ein Zuhause für Kinder

Die beiden Freundinnen, Clauss und Lüttge, sind sich einig, dass vor allem für Kinder in Not etwas getan werden muss. Marie besitzt – vielleicht aus einem Erbteil, das ist nicht mehr zu ermitteln – im Luftkurort Falkau im Schwarzwald ein Haus. Das lässt sie ab 1937 als „Kinderheimat“ für bedürftige Kinder betreiben. Die Leiterin war von 1941–1956 Frieda Burgstahler, danach bis 1971 deren jüngere Schwester Anne Röthinger. Unter den ersten Schützlingen, die 1937 dort aufgenommen wurden, waren drei Säuglinge – ungewollte, uneheliche Kinder? wir wissen es nicht – sie wuchsen dort über Jahre heran.³³ Eines der Mädchen, die in der „Kinderheimat“ groß wurden, hat später das Haus, das nach dem Krieg auch von der DAK beschickt wurde, von der Erbin Inge Ahles gekauft. Mehr als 20 Kinder waren nie dort untergebracht, meistens weniger.

Dass die „Kinderheimat“ einer gemeinsamen Initiative von M. Clauss und M. Lüttge entsprang, geht aus einem Brief Max Hachenburgs hervor, der 1947 aus seinem kalifornischen Exil an Marie Clauss schrieb: „Was wären die Kleinen ohne Frau Lüttge und Ihre Schöpfung. Die Briefe von Frl. Burgstahler beweisen es stets wieder.“³⁴

Wie dies private Kinderheim eigentlich finanziert wurde, war nicht mehr zu ermitteln. Es scheint aber, als hätten die beiden Frauen, wenigstens anfangs, selbst darin investiert, denn die Verbindung mit dem Pflegepersonal ist eng.³⁵ Jedes Jahr im Juni haben die Freundinnen ihren Sommerurlaub in ihrer Ferienwohnung im Dachgeschoß des Hauses verbracht, oft mit Inge, manchmal mit Besuch von Freunden. Das Haus und seine Einrichtung ist spartanisch, die Umgebung damals noch herrliche unverbaute Schwarzwaldnatur. Es gibt zahlreiche Fotos aus verschiedenen Sommern: die Frauen mit ihrer Kinderschar. Die Kinder sehen gesund und fröhlich aus. Manchmal beschwerten sie sich, dass „Tante Doktor“ zu wenig Zeit zum Spielen aufbringt. Sie bildet sich weiter mit medizinischen Zeitschriften.

1945 ist die Reise in die „Kinderheimat“ unmöglich. Nach der Aufteilung Deutschlands unter den Alliierten liegt Heidelberg im amerikanischen, der südliche Schwarzwald im französischen Sektor. Dort ist die Verpflegung noch wesentlich schlechter als bei den Amerikanern. Die Franzosen waren selbst ausgehungert. Marie Clauss teilt ihre Sorgen dem Briefpartner Hachenburg mit. Der alte Herr beliefert mit Hilfe seiner ebenfalls im Exil lebenden Gefährtin, Anny Ostwald, die „Kinderheimat“ mit Paketen aus Amerika, lässt sich von der Heimleiterin mitteilen, was für die Einzelnen am nötigsten ist: welche Schuhe, Kleider, Lebensmittel. Im Sommer 1947 kann Marie Clauss in Falkau wieder Besuch empfangen: die Emigrantin Herta Epstein erinnert sich an einen schönen Tag dort.³⁶

1970, längst nach Marie Clauss' Tod, wurde das Kinderheim geschlossen. Ohnehin entsprach es nicht mehr modernen Bedürfnissen, und die DAK hatte am Ort ein neues Haus gebaut.

Hilfe für jüdische Mitbürger

Was hatte Marie Clauss während des Krieges 1939 – 1945 tatsächlich bewirken können? Wen hat sie mit ärztlichen Mitteln vor der Deportation schützen und wem dadurch noch zur Flucht verhelfen können? Wem konnte sie womöglich über ärztlichen Beistand hinaus Hilfe geben? Sollte sie je offenen Widerstand erwogen haben, musste ihr gleich klar geworden sein, dass sie durch das eigene Opfer dem Jammer der Betroffenen weniger abhelfen konnte als durch stilles Reagieren in jedem einzelnen Fall. Konnte sie jemandem das Leben retten? Vielleicht auch Kindern in ihrer „Kinderheimat“? Hierüber gibt es verständlicherweise keine Listen. Einiges ist durch Zufall ans Licht gekommen. Jedenfalls hat sie sich um die einschlägigen Verbote nicht gekümmert. Nach Kriegsende von einer Kollegin befragt, wie sie es denn geschafft habe, der Gestapo zu trotzen, hat sie gesagt, sie habe sich das leisten können, da sie ja nicht auf eine Familie habe Rücksicht nehmen müssen, und ihre Freundin Margarete Lüttge habe sie in allem unterstützt.³⁷

Marie Clauss war sicher nicht, wie man dem mit der Entnazifizierung Beauftragten der amerikanischen Militärregierung, Daniel Penham, 1945 sagte, die einzige, die den Mut hatte, jüdische Mitbürger ärztlich zu versorgen – es gab auch in Heidelberg ein geheimes Netzwerk einzelner Verbündeter (das zeigt das folgende Beispiel) – aber womöglich war sie die einzige, von der sicher war, dass man sie um Hilfe angehen konnte, und offenbar diejenige, die keine Scheu hatte, die 1940 zur Deportation nach Gurs Verurteilten, vor allem die Kinder, bis zum Bahnhof zu begleiten. Insgesamt sind wenige Fälle genauer bezeugt.³⁸ So der Fall des in Kleingemünd „bei einem kleinen Eisenbahnbeamten“ versteckt gehaltenen Ehepaars Bieberfeld und deren Freundin. Als Herr Bieberfeld 1944 schwer erkrankte und man nach einem Arzt suchte, der ihn nicht verraten würde, wurde, laut eines Berichts von Dr. Ernst Warschauer 1970 in einer israelischen Zeitung, „schließlich eine Ärztin empfohlen, die genau der richtige Mensch für solch einen Fall war.“ Er nennt den Namen nicht, aber „sie war die Enkelin des berühmten Philosophieprofessors Kuno Fischer“. Sie versicherte dem Ehepaar, dass sie den Patienten in ein Krankenhaus bringen würde, wo ihm keine verhänglichen Fragen gestellt würden, was auch geschah. Der Patient wurde vorzüglich behandelt, erlag aber seiner schweren Krankheit. Seine Frau und die Freundin blieben unentdeckt.³⁹



Abb. 17: Ausschnitt aus einem Foto von der Familienfeier zum 70. Geburtstag des Juristen Max Hachenburg am 1. Oktober 1930 im Hotel Viktoria. Liese Hachenburg 6. v. r. / vom Betrachter gesehen unmittelbar rechts hinter Max Hachenburg (Entnommen Max Hachenburg: Lebenserinnerungen eines Rechtsanwalts und Briefe aus der Emigration, hg. von Jörg Schadt, Stuttgart 1978)

Zu Marie Clauss' eigenem großen Freundeskreis gehörten natürlich – wie in Bildungskreisen nicht anders denkbar – zahlreiche Menschen jüdischer Herkunft, so etwa ihre alte Karlsruher Freundin Lili Straus, die sich gleich 1945 aus dem Exil wieder bei ihr meldet, oder die Familie des Heidelberger Augenarztes Martin Zade.⁴⁰ Hermann Glockner, der 1933 selber eher zu den Profiteuren des Machtwechsels gezählt hatte,⁴¹ hebt hervor, dass Marie Clauss dem Philosophen Ernst Hoffmann – er hatte die Festrede zu Kuno Fischers 100. Geburtstag gehalten – auch „in den Jahren der Zurücksetzung“⁴² treue Freundschaft bewahrte und ihm als Ärztin zur Seite stand. Mit Sicherheit hat sie niemanden fallen lassen oder verleugnet.

1947 versandten Hermann Maas und Gustav Radbruch in einer gemeinsamen Initiative mit dem Verleger Lambert Schneider ein kleines Faltblatt mit der Aufforderung zur schriftlichen Erinnerung an Opfer des Faschismus. Marie Clauss reagierte darauf mit einem Beitrag zum Gedächtnis ihrer in Auschwitz ermordeten Freundin Liese Hachenburg.⁴³ Darin schreibt sie:

„Es waren viele, die damals denselben Weg gehen mußten, vortreffliche Menschen, an die wir mit bitterem Schmerz und mit Ehrfurcht und Liebe denken. Ich denke an die zarte feine Anna Traumann, in deren toten Händen man ein Briefchen fand, auf dem die Worte standen: ‚ich sterbe ohne Bitterkeit,‘ – Ich denke in Freundschaft und Trauer an Minna und Paul Jordan, denke an Violetta von Waldberg, und ich denke an die vortreffliche, von uns allen innig verehrte Frau Leontine Goldschmidt. Sie alle haben das Leben lieb gehabt und haben ihm nach schweren inneren Kämpfen, entgegen ihrem eigentlichen Wesen ein Ende gemacht, um dem furchtbaren, unbekannten Schicksal zu entgehen. – Liese Hachenburg ist bewusst als Christin den anderen Weg gegangen; sie wollte ihr Kreuz auf sich nehmen.“

Die hier genannten Menschen sind, was die Verfasserin nicht sagt, sämtlich solche, die Marie Clauss ärztlich betreut hat. Von Anna Traumann ist bezeugt, dass sie, die am 22. August 1942 deportiert werden sollte, angesichts ihrer körperlichen Zerbrechlichkeit, die 1940 noch ihre Deportation nach Gurs verhindert hatte, mit Hilfe von Mitteln aus dem Leben schied, die ihre Freundin Marie Clauss ihr gegeben hatte. Für Violetta v. Waldberg, die Witwe des Germanisten Max von Waldberg, steht im Sterbecbuch des Heidelberger Standesamts der Vermerk „Selbsttötung durch Veronal“.⁴⁴ Aus ihrem Besitz befand sich im Nachlass Marie Clauss' eine 1816 bei Cotta erschienene Goethe-Ausgabe: „Aus meinem Leben“, die zuvor Daniela Thode gehört hatte, ein sinnvolles Geschenk für die Enkelin des Goethe-Forschers. Die 79-jährige Leontine Goldschmidt hat, in der gleichen Lage wie Anna Traumann, mit Veronal das Ende gesucht, sie konnte das Medikament nur von ihrer Ärztin erhalten haben.⁴⁵ Über die näheren Umstände der Selbsttötung des ehemaligen Amtsgerichtsrats Dr. Paul Jordan und seiner Frau fehlen mir die Details, – er ist 1939 noch im Adressbuch der Stadt Heidelberg zu finden, danach nicht mehr. Die von Marie Clauss nicht genannte, weil überlebende Katharina von Künssberg berichtet in ihren Lebenserinnerungen, dass sie, die einer ersten Deportation entgangen war, im August 1942, zum Selbstmord entschlossen, noch ein Hilfesuch bei dem damaligen Gauleiter Gustav Adolf Scheel abwartete: „Nach bangen zehn Tagen – Frä. Clauss, die gute, hatte mir das nötige Medikament gegeben und Pfarrer Maas einen letzten Segen – kam doch die Erlösung.“⁴⁶ Frau von Künssberg wurde noch einmal vom Transport ausgenommen, suchte aber in der Folge ein Versteck. Wie muss es der Ärztin ergangen sein, wenn sie ihren Schützlingen nur noch das Mittel zum Tod aushändigen konnte und wenn sie bei aller Hilfeleistung hilflos blieb.

Marie Clauss hatte die 37-jährige Liese, die jüngste Tochter des bedeutenden und hochverdienten Mannheimer Juristen Max Hachenburg, 1929 nach ihrer Übersiedlung nach Heidelberg kennen gelernt. Als Ärztin stand sie ihr in einer Lebenskrise bei und erlebte, wie Liese, angeregt durch ihre Schwägerin, eine protestantische Theologin, zum Christentum fand. Bei ihrer Taufe durch Hermann Maas 1935 wählte Liese ihre Schwägerin und Marie Clauss zu Taufpaten. Auch Margarete Lüttge gehörte zum großen Freundeskreis um Liese Hachenburg und ihren Vater, der nach dem Tod seiner Frau ebenfalls nach Heidelberg gezogen war. 1939 mußten Max Hachenburg und Lieses Geschwister Deutschland verlassen; der stets kranken Liese wurde die Ausreise verweigert. Aber sie war fröhlich und hoffnungsvoll und erleichterte der Familie den Abschied. Marie Clauss schildert ihren Lebenslauf bis zum bitteren Ende: Wie es mit Hilfe von Pfarrer Maas gelingt, sie der ersten Deportation nach Gurs zu entreißen, wie sie auf Gestapobefehl in ständig wechselnden Wohnungen untergebracht wird, deren jüdische Besitzer deportiert werden oder sich das Leben nehmen; wie sie im November 1942 noch einmal dem Abtransport entgeht; sie schildert die gemeinsamen Abendmahlsfeiern der Freundinnen mit Pfarrer Maas in ihrem Zimmer, Stunden, in denen auch zusammen gelacht wurde; die regelmäßigen Besuche von Marianne Weber und Marie Baum, und wie Liese im Februar 1943 dem unwiderruflich letzten Befehl zur Abreise nicht mehr entgehen kann noch will. Sie kann als Christin ihr Leben nicht selbst beenden. So schwach und hilfsbedürftig sie immer war – Marie Clauss hebt das hervor – so stark ist sie in der Entscheidung. Noch klammern sich alle an Hoffnungen, aber sie selbst und die umgebenden Freunde wissen, dass es keine Wiederkehr gibt. „Neben uns stand das Grauen“, schreibt Marie Clauss. Als ihre letzte Karte von unterwegs nach Auschwitz eintrifft, hat sie dort in den Gaskammern schon den Tod gefunden.

Was dort wirklich geschah, war auch den Helfern nicht bekannt. Umso größer das Entsetzen, als bei Kriegsende die ersten Berichte der Amerikaner alle Illusionen nehmen. Am Mittwoch, den 18. April notiert Lüttge in ihr Tagebuch:

„Erschütternd, unvorstellbar furchtbar die Radio-Berichte über die Zustände in den eroberten Konzentrationslagern! Die Bürger der umliegenden Städte werden in Gruppen durch die K.Z.-Lager geführt, damit sie selber in Augenschein nehmen, was dort alles an Verbrechen geschehen ist, damit es nicht heißen kann, es sei Lügenpropaganda.“ (S.39)

Lieses Vater, der nach England entkommen war, dankte Marie Clauss von dort am 5. September 1945 für „Ihre nie ermüdende liebevolle Fürsorge für Liese. Sie haben ihr unendlich viel gegeben.“ Und schreibt am 4. September 1946 aus Berkeley: „Auch ohne dass Sie darüber ein Wort verlieren, [kann ich mir] vorstellen, wie Sie gelitten haben und noch durchzukämpfen haben werden.“

Nachkriegszeit

Der freundschaftliche Briefwechsel mit Max Hachenburg ist in den ersten Nachkriegsjahren für Marie Clauss ohne Zweifel eine Quelle der Stärkung und Ermutigung gewesen.⁴⁷ Der alte Herr, dessen beide Töchter, Schwiegersohn und ein Enkelkind in Auschwitz ermordet worden waren und dessen Schwägerin sich vor dem Abtransport nach Gurs das Leben nahm, hatte das Zeug, sie aufzurichten, wo sie den Mut verlor und an sich selbst zweifelte. Er ist voller Interesse an allem, was sich jetzt in Deutschland tut, juristische Fragen beschäftigen ihn weiterhin. Maries Briefe sind nicht erhalten,

aber aus seinen Antworten ist manches zu erschließen. „Sicher sind Ihre Patienten nicht alle frei von Sehnsucht nach Hitler und seiner Zeit“, schreibt er ihr am 6. Januar 1947, und am 25. Februar: „Es schmerzte mich sehr, als ich aus Ihrem Briefe sah, dass Sie den Glauben an das Gute im Menschen verloren haben. Sie haben viel Hässliches und Niederträchtiges gesehen.“ Das bezieht sich auf das Verhalten der Deutschen in der Nachkriegszeit, den Mangel an Einsicht, die Wendehalsigkeit, von der auch in Lüttges Tagebuch die Rede ist. Er zitiert Maries Wort von der „furchtbaren Mischung von Kümmerlichkeit und Eitelkeit“, hält aber dagegen, dass in unguten Zeiten eben eher das Schlechte gefördert werde, und zitiert Pascals Wort: „Les hommes ne sont ni anges ni bêtes.“ Er ermahnt sie, doch auch in ihrer persönlichen Bilanz die Aktivposten ihres Lebens (die Kinderheimat!) zu bedenken und was sie geleistet habe und immer noch leiste. Sie müsse ihre Kräfte schonen, da sie gebraucht werde.

Und zwischenhinein fällt ihm, am 4. Mai 1947, im Zusammenhang mit Kuno Fischers Buch über Spinoza, das während des 3. Reichs verboten war, wieder ein Wort von ihm ein:

„ein Wort Ihres Großvaters (...), das ich im Kolleg hörte und das mich frappierte: ‚Reaktionen müssen sein, sonst geht es mit verhängten Zügeln in den Abgrund‘. Ich verstehe das jetzt besser als damals. Es muß aber doch einen mächtigen Eindruck auf mich gemacht haben, sonst stiege es nicht heute aus dem Gedächtnis wieder auf.“⁴⁸

Da möchte Hachenburg nun von der Adressatin wissen, ob sie ihm etwas über die politische Einstellung ihres Großvaters mitteilen könne. Ihre Antwort kennen wir nicht, möchten aber Kuno Fischers Spruch dahin gehend deuten, dass der Reiter im Gefecht sich nicht einfach treiben lassen kann, sondern Herr der eingeschlagenen Richtung zu bleiben hat. Wo aber Kuno Fischer, wie berichtet, seinen Reaktionen über die herrschenden Verhältnisse im Reich, „fast explosiven Ausdruck“ gegeben hat, war seine Enkelin in der lautlosen Reaktion auf die Verhältnisse auf ihre Weise effizient.

Noch ein weiterer Rechtsgelehrter ist Vorbild für Marie Clauss. Er hatte als Nichtjude aus politischen Gründen gleich im April 1933 die Universität Heidelberg verlassen müssen, Gustav Radbruch. Nun beteiligt er sich maßgeblich am Wiederaufbau der Universität und des Rechtswesens in Deutschland. „Dankbar, dass wir Ihnen begegnet sind“, schreibt ihm Marie Clauss zum 70. Geburtstag am 20. November 1948⁴⁹: „Möge es Ihnen gut gehen, trotz Krankheit und trotz allem Schweren, das Sie betroffen hat. Ganz sicher wird es so bleiben, dass die Menschen, die zu Ihnen kommen, erquickt und erhoben wieder von Ihnen gehen.“ Dazu schickt sie ihm die Goethe-Rede ihres Großvaters zum 150. Geburtstag des Dichters und die Goethe-Medaille vom 100. Todestag.

Letzte Jahre

Von Marie Clauss ist nicht zu erfahren, was sie geleistet hat, sie schreibt keine Erinnerungen mehr auf. Sie macht weiter. Nach Kriegsende ist ihr Haus zeitweise Zufluchts-



Abb. 18: Max Hachenburg (1860–1951), Rechtsanwalt in Mannheim, Begründer des modernen Aktien- und Handelsrechts. 1938 Emigration in die USA. Aufnahme von 1949

ort für allerhand Menschen, die kein Dach über dem Kopf mehr haben. Alle rücken zusammen, Lüttge ist dabei immer energisch hilfreich.

Eine hübsche Anekdote aus deren Tagebuch vom Kriegsende illustriert Marie Clauss' Unermüdlichkeit als Ärztin:

Am 3. April – die deutschen Verteidiger haben in Heidelberg in einem letzten sinnlosen Akt die Neckarbrücken gesprengt und die Ärztin kann ihre Patienten am Neuenheimer Ufer nicht versorgen – ersucht sie bei der amerikanischen Kommission im Rathaus um einen Passierschein für die Pontonbrücke der Amerikaner. Der wird ihr verweigert: „Ihr habt ja selbst eure Brücken gesprengt, jetzt seht, wie ihr euch behelft.“ Außerdem meint ein Wohlwollender mit Blick auf das ausgemergelte Frauchen (sie wiegt jetzt kaum 90 Pfund), ob sie nicht zu alt sei, um noch als Ärztin tätig zu sein, worauf sie ihm antwortet: aber nein, sie habe in den letzten drei Monaten über 800 Patienten zu versorgen gehabt, und er kopfschüttelnd abzieht. „Wir haben alle sehr gelacht“, schreibt Lüttge, „als sie uns dies Erlebnis erzählte.“ (S. 16)

Sie wird noch lange nicht zu praktizieren aufhören. Als 1948 die Witwe des unter Hitler ermordeten Leipziger Oberbürgermeisters Carl Goerdeler in Heidelberg Fuß zu fassen sucht und ihre Tochter, Marianne Meyer-Krahmer, sich nach einem geeigneten Hausarzt für die alte Dame umsieht, nennt ihr Frau Curtius, die Witwe des ehemaligen Reichsaußenministers der Weimarer Republik, selbstverständlich Marie Clauss.⁵⁰

Die vielgeforderte Ärztin hat es nicht einmal zu bescheidenem Wohlstand gebracht. In einem ersten Testament vermachte sie 1951 Haus und Grundstück Gaisbergstraße 31a der evangelischen Landeskirche unter Vorbehalt des Wohnrechts für Inge Ahles und Margarete Lüttge auf Lebenszeit. Sie kann die notwendigen Dachreparaturen, den Einbau einer Zentralheizung nicht bezahlen, die in der Folge von der Kirche vorgenommen werden. 1959 stellt Annemarie Hampe bei der von-Portheim-Stiftung einen Rentenanspruch auf monatlich 100 Mark zur Unterstützung der Ärztin. Er wird am 16. Juli 1959 bewilligt.⁵¹



Abb. 19: Gaisbergstraße 31 a



Abb. 20: Marie Clauss 1960 im 78. Lebensjahr

Geehrt hat man sie auch: Am 25. Juli 1946 übernimmt sie, mit Marianne Weber zusammen, bei der Gründungsfeier in der Aula der alten Universität den Ehrenvorsitz des von Katharina von Künssberg und Erdmuthe Falkenberg neugegründeten Heidelberger Frauenvereins, der mehrmals bei ihr tagt.⁵²

1956 wird sie zum Ehrenmitglied des eben hundertjährigen Naturhistorisch-Medizinischen Vereins ernannt. Das beglückt sie. „Ihr Arztum war es, das man expressis verbis ehrte.“⁵³

Ihr Kopf bleibt klar bis zuletzt. Sie lebt nicht allein, sie hat die geliebte Lebensgefährtin und „das Kind“, die Nachfolgerin im Beruf. Dass sie aus gesundheitlichen Gründen ihre Praxis schließen musste, hat sie geschmerzt. Dennoch versorgt sie noch einige, die Hilfe bei ihr suchen. Sie hat Gespräche, Besuche, Briefwechsel, abends gegenseitiges Vorlesen. Zwei Tage vor ihrem Tod am 16. Oktober 1963 behandelt sie zwei alte Patienten, schreibt Briefe in klarer zierlicher Handschrift.

Zur Ehrenbürgerin der Stadt ist sie nicht ernannt worden.

Anmerkungen

- 1 Ich danke folgenden Gesprächspartnern für Auskünfte und freundliche Weiterhilfe: Pfarrer Peter von Campenhausen (Sulzburg), Veronika Hampe (Amsterdam), Dr. Regine Jensen, Pfarrer Hans Kratzert, Dr. Marianne Meyer-Krahmer, Kurt Pulster, Dr. Fritz Raff und Dr. Jörg Schadt, sämtlich Heidelberg. Frau Dr. med. Rüdts-Schauenburg (Heidelberg), die noch genaue Erinnerungen mit der bewunderten Kollegin verbindet, zitiere ich wörtlich. Sehr dankbar bin ich Hermann Ahles (Frankfurt), dass er mir 2006 den Nachlass von Marie Clauss, die Manuskripte ihrer Erinnerungen und die ihres Großvaters, sowie Dokumente aus dem Besitz von Margarete Lüttge erschlossen hat, die sich jetzt unter Sig. Heid. HS 4127 in der UB Heidelberg befinden. Margarete Emlein bin ich für Informationen dankbar und die Überlassung von Dokumenten aus dem Nachlass von Dr. Inge Clauss-Ahles, und nicht zuletzt möchte ich Rosa Rohrmann Dank sagen, die mir ebenfalls Dokumente aus deren Nachlass und zusätzlich das Manuskript von Margarete Lüttges Tagebuch 1945 überließ und für meine Fragen zur Verfügung stand.
- 2 Diese Mitteilung kommt von Veronika Hampe. Ihr Vater Hermann Hampe sei es gewesen, der die Adressen derer verwahrte, die „untergetaucht“ waren, und der in der Furcht lebte, er könne einem Gestapo-Verhör unterzogen werden und dann nicht dicht halten. Er und seine Frau Annemarie Hampe, geb. Ebler, die als Halbjüdin bedroht war, waren eng mit Frau Goldschmidt befreundet, bei deren Tod Hermann Hampe zugegen war. Für sie alle war Marie Clauss die Hausärztin.
- 3 Hachenburg, Max: Lebenserinnerungen eines Rechtsanwalts und Briefe aus der Emigration, hg. von Jörg Schadt, Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim, Bd. 5, Stuttgart 1978, S. 209.
- 4 Marie Clauss: Erinnerungen I, Mauren 1930; Erinnerungen II, 1931; Aus dem Leben der Urgroßmütter von Marie Clauss, 1935. Die masch. Manuskripte in der UB Heidelberg, HS 4127. Im Folgenden zitiere ich, ohne jedesmal die Seitenzahl anzugeben.
- 5 Hermann Glockner: Heidelberger Bilderbuch, Bonn 1969.
- 6 Marie Clauss: Erinnerungen I, S. 7.
- 7 Nachrufe auf Kuno Fischer und Theodor Clauss in: Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1907–1909, XV. – XVII. Jahrg., im Auftrag des Stadtrats bearbeitet von Dr. phil. August Thorbecke, Heidelberg 1913, S. 346 ff.
- 8 Frommel, Otto: Mein Leben. 1939, masch. Manuskript, UB Heidelberg.
- 9 Hachenburg (wie Anm. 3), S. 34.
- 10 Chronik (wie Anm. 7), S. 350.
- 11 Fischer, Kuno: Mein Lebenslauf. Erinnerungen von Kuno Fischer, 1905 während seiner Krankheit diktiert. Masch. Manuskript UBH, HS 4127.

- 12 Chronik, S. 350.
- 13 So Mary Clauss im Gespräch mit Glockner, S. 144. Kuno Fischer hatte den schwäbischen Theologen und Tübinger Stifter David Friedrich Strauss (1808–1874) in Heidelberg kennengelernt. Dessen 1835/36 erschienene Schrift „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet,“ hatte enormes Aufsehen erregt, und seine Berufung als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte an die Universität Zürich stieß auf solchen Widerspruch, dass er noch vor Antritt seiner Stelle mit 1000 Franken Pension in den Ruhestand versetzt wurde. Strauss ist bis an sein Lebensende als Forscher tätig geblieben.
- 14 Marie Clauss: Erinnerungen I, S. 11.
- 15 Ebenda.
- 16 Julius Fischers Tochter, Käthe Funk, lebte, nachdem sie in Krieg in Karlsruhe alles verloren hatte, mit Marie Clauss und Margarete Lüttge im Haus in der Gaisbergstraße.
- 17 Zusätzliche Information: (<http://10mai.colloque-esclavage.fr>).
- 18 Chronik S. 352.
- 19 Erinnerungen II, S. 8.
- 20 Erinnerungen II, S. 47 f.
- 21 Hierzu: Meyer-Krahmer, Marianne: Mädchenbildung und Frauenrolle im Industriezeitalter, in: Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Hölderlin-Gymnasiums Heidelberg, 1977.
- 22 Julie Clauss ihrerseits wird 1912 Friedrich Würz heiraten, der Inspektor an der Basler Mission ist, einen Witwer mit fünf Kindern. Sein schönes Haus in Riehen bei Basel und die Kinderschar haben das Leben der Familie Clauss bereichert. Julie ist jedoch kurz nach dem ersten Weltkrieg einer Krankheit erlegen.
- 23 Privates Photoalbum von Marie Clauss, im Besitz von Rosa Rohrmann.
- 24 Glockner, S. 145.
- 25 Die Situation in Heidelberg ist inzwischen durch das von Folker Reichert und Eike Wolgast herausgegebene „Kriegstagebuch 1914–1919“ des Historikers Karl Hampe, München 2004, eindrucksvoll deutlich geworden.
- 26 Sie fand sich im Nachlass Marie Clauss', UB HS 4127.
- 27 Martin Fischer (1911–1982), 1936 Leiter des Studentenamtes der BK (Bekennenden Kirche), 1945 Dozent, seit 1950 Professor für Praktische Theologie in Berlin, ab 1970 Präsident der Kirchenkanzlei der Ev. Kirche der Union Berlin / Brandenburg.
- 28 Albrecht Goes (1908–2000), schwäbischer Pfarrer, 1942 – 1945 als Geistlicher an der Ostfront, ab 1953 als freier Schriftsteller, aber auch weiterhin als Prediger tätig. Seine beiden Erzählungen „Unruhige Nacht“ (1950) und „Das Brandopfer“ (1954) thematisieren Kriegserlebnisse und Judenverfolgung und gehören zum bleibenden Bestand der deutschen Nachkriegsliteratur. Für seinen Beitrag zu Dialog und Versöhnung von Juden und Christen bekam Goes 1978 die Buber-Rosenzweig-Medaille verliehen.
- 29 Frommel (wie Anm. 8), S. 228.
- 30 Vgl. die von ihr verfasste Vita Willy Lüttges in dem von ihr herausgegebenen Bändchen: Lüttge, Willy: Religion und Kunst, Gütersloh 1929.
- 31 Zum Tagebuch Lüttges vgl. Anm. 1.
- 32 Damit Inge Ahles die Kassenarztpraxis von Marie Clauss übernehmen konnte, war es 1956 unerlässlich, dass sie von der Ärztin adoptiert wurde. Deshalb ihr späterer Name Clauss-Ahles.
- 33 Diese Kinder sind in den Armen ihrer Betreuerinnen auf einem Foto zu sehen, ein weiteres zeigt Margarete Lüttge 1940 „mit den Dreien, die am längsten im Hause weilen: sie kamen, als sie erst 14 Tage alt waren, in die Kinderheimat“ (Beschriftung von Lüttges Hand). Gibt es vielleicht einen Zusammenhang zwischen der geheimnisvollen eingestickten Widmung am Innenrand einer Kaffeedecke, aus Marie Clauss' Besitz, und der Eröffnung des Kinderheims 1937? Da liest man: 20.10.37 – M. CL. – L. Z. – DER FLÜCHTLING AUS BERLIN PREIST DIE OFFENEN ARME.
- 34 Hachenburg, S. 220.
- 35 In einem bebilderten Faltblatt zum Haus Kinderheimat, das bei der Gemeinde Feldberg noch vorhanden war, ist für die Saison 1965/66 (also nach Marie Clauss' Tod) ein Tagespreis von 15 DM und ein Preis von 10 DM für ärztliche Betreuung pro Kuraufenthalt vermerkt.
- 36 Brief 24.6.1952 aus Virginia, USA, von Herta Epstein zu Marie Clauss' 70. Geburtstag, im Nach-

- lass. Hier ist auch zu lesen: „Und so möchten mein Mann und ich Ihnen ganz persönlich Dank sagen für all das, was Sie meinen Zeppelinstraßen-Leuten angetan haben. Dank vor allem für alle Liebe und Güte, die unsere gute Mutter von Ihnen empfangen durfte.“
- 37 Auskunft von Frau Dr. Rüdts-Schauenburg, März 2009.
- 38 Es ist vor allem Frank Moraw, der im Zuge der Aufarbeitung der Geschichte der Heidelberger Juden die Spuren von Marie Clauss verfolgt hat. Hierzu: Moraw, Frank: „Eine grauenvolle Komödie, die gespielt werden mußte“, in: RNZ vom 13. Dez. 1993. Ders.: Die nationalsozialistische Diktatur (1933–1945), in: Geschichte der Juden in Heidelberg, Buchreihe der Stadt Heidelberg, Bd. 6, Heidelberg 1996, und Moraw, Frank: Heidelberg – Theresienstadt – Heidelberg. Zur letzten Deportation aus Heidelberg im Februar 1945, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jahrgang 13, 2009.
- Zu Marie Clauss weiterhin: Marzloff, Renate: Leontine und Victor Goldschmidt. Gründer der von Portheim-Stiftung. Bürger in Heidelberg 1889–1942, Heidelberg 2007.
- 39 Das Beispiel zeigt, dass Marie Clauss mit der Kooperation mancher Kollegen rechnen konnte und wusste, wem zu trauen war.
- 40 Lili Straus wanderte mit Ihrem Mann, Moritz Straus, seit 1916 Mitinhaber des Bankhauses Straus u. Co. in Karlsruhe, 1938 nach den USA aus und ließ sich in Berkeley nieder, weshalb Max Hachenburg, der sich ebenfalls dort niederließ, am 6. Februar 1946 an Marie Clauss schreibt: „Wenn ich mit dem Paare Moritz Straus zusammen sein werde, so wird sich mancher Gesprächsstoff aus der Vergangenheit ergeben. Daß Sie mit dabei sein werden, versteht sich von selbst.“ Lüttge berichtet in ihrem Tagebuch, S. 123 f. vom Besuch des Neffen Straus und von dem Roland Zades gleich bei Kriegsende.
- 41 Zur Rolle Glockners: Kaegi, Dominic, in: Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, hg. von Eckart, Wolfgang, Volker Sellin und Eike Wolgast, Heidelberg Berlin 2006, S. 327.
- 42 Glockner, S. 154. Ernst Hofmann war als „jüdisch-versippt“ in den „freiwilligen“ Ruhestand versetzt worden.
- 43 Das Manuskript, datiert „Merchingen, September 1947“ befindet sich im Nachlass Hachenburg, StadtA Ma Zg. 33/1980. Der Sammelband ist erst 1952 erschienen: Maas, Hermann u. Gustav Radbruch (Hgg.): Den Unvergessenen. Opfer des Wahns 1933–1945, Heidelberg 1952.
- 44 Moraw, Anm. 37, Heidelberg-Theresienstadt.
- 45 Marzloff, Anm. 37.
- 46 Moraw, Anm. 37.
- 47 Die Briefe sind zum Teil im Anhang des schönen von Jörg Schadt herausgegebenen Bandes der Lebenserinnerungen von Hachenburg abgedruckt, vgl. Anm. 3.
- 48 Hachenburg, S. 217.
- 49 Brief UAH.
- 50 Auskunft von Dr. Marianne Meyer-Krahmer, Februar 2009.
- 51 Marzloff, Anm. 37, S. 175.
- 52 Diese überparteiliche Fraueninitiative war notwendig geworden, weil nach der ersten freien Wahl des Heidelberger Stadtrats nach dem Krieg, am 26.5.1946, keine einzige Frau im Rat saß. Hierzu: Scheidle, Ilona: Heidelbergerinnen, die Geschichte schrieben. Frauenporträts aus fünf Jahrhunderten. München 2006, S. 112. Leider ist mir zu der hier von Scheidle gemachten, durchaus glaubwürdigen Mitteilung, Marie Clauss habe mit Hermann Maas zusammen jüdischen Mitmenschen während der NS-Zeit zur Flucht verholfen, kein Nachweis gelungen.
- 53 Heidelberger Tagblatt, 22.10.1963.